

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

DOSSIER

Der Krieg der anderen

Wie der deutsche Volksvertreter Niels Annen in Afghanistan einen Krieg besichtigt, den das Volk nicht will

Stefan Willeke

Als Niels Annen wählen soll zwischen Krieg und Frieden, sitzt er an der Bar im Terminal des Bösen und nippt an einem Plastikbecher mit ungenießbarem Kaffee. Er hat eine kurze Nacht in Dubai hinter sich, drei Stunden Schlaf im Hotel, früh um fünf ist er in ein Taxi gestiegen, das ihn zum alten Flughafen bringen sollte. Aber weil der Taxifahrer ihn für einen verwirrten Touristen hielt, der im alten Flughafen nichts verloren hat, musste Annen ein paar Mal denselben Satz sagen: »Doch, doch, der alte Flughafen. Bitte fahren Sie zu Terminal 2.« Die Maschinen, die dort abheben, fliegen nach Bagdad, Teheran, Islamabad, Kabul. Terminal of evil haben Amerikaner die vergammelte Halle genannt, Terminal des Bösen.

Herr Annen, wie sehen Sie das, fliegen Sie jetzt in den Krieg? »Lassen Sie mich in Ruhe.« Das wäre eine Antwort, die zu dieser unmöglichen Tageszeit passen würde, aber Niels Annen ist nicht erschöpft genug, um seinen inneren Feuermelder zu überhören. Es sind ja oft die einfachen Fragen, die einfach klingenden Fragen, an denen sich ein Politiker höllisch verbrennen kann. Oskar Lafontaines Fragen, viele Fragen der Linkspartei im Bundestag hören sich auch immer so einfach an und sind in Wahrheit besonders tückisch. Wie lange, meine Damen und Herren von der SPD, wird Ihr verbrecherischer Krieg in Afghanistan noch dauern? Wenn dieser Einsatz ein Erfolg sein soll, woran messen Sie dann den Erfolg?

Niels Annen ist zwar erst 35 Jahre alt, der jüngste Sozialdemokrat im Auswärtigen Ausschuss des Bundestages, aber er ist durch die harte Schule der Jusos gegangen, ihr Bundesvorsitzender war er bis vor vier Jahren. Er kaut auf dem hässlichen Begriff Krieg herum und sagt: »Na ja, ich fliege in ein Kriegsgebiet. So muss man das wahrscheinlich nennen.«

Der Abgeordnete aus Hamburg-Eimsbüttel steigt in die Maschine der afghanischen Kam Air, drei Stunden Flug bis Kabul. Ein Bild von der Lage wolle er sich machen, im Oktober muss er wieder entscheiden über das Mandat der Bundeswehr in Afghanistan. Bisher hat er immer für den Einsatz gestimmt, auch im vergangenen Jahr, wie 452 andere Abgeordnete auch.

Hinter ihm im Flugzeug, vor ihm, überall diese massigen Körper in den engen Uniformen, Kommandeure der amerikanischen Söldnerfirma Blackwater. Niels Annen versucht es mit ein paar harmlosen Bemerkungen, aber es will sich kein Gespräch entwickeln. Die Leute von Blackwater werfen ihm ein paar zerfetzte Sätze hin, »die Scheiße im Irak«, »immer dieselbe Scheiße«, »das scheiß Personal«. Bald fallen ihre müden Augenlider hinter den Sonnenbrillen herunter. Niels Annen, Mitglied im Vorstand der SPD, stellvertretender Sprecher der Parlamentarischen Linken in seiner Fraktion, ein treuer Verbündeter von Andrea Nahles,

ein Wortführer des linken Flügels, ein Kriegsdienstverweigerer, umlagert von dösenden Söldnern. Er holt ein Buch aus seiner Reisetasche, Auf der Straße nach Kandahar.

Den Auswärtigen Ausschuss nannte man früher Elefantenfriedhof

Sein Hemd ist ein bisschen zu weiß für diese Umgebung, sein Gesicht zu weich, seine Haut zu blass, sein Englisch zu rein. Aber als das neue Buch des pakistanischen Journalisten Ahmed Rashid über die Hintergründe des Krieges herauskam, hatte Annen es sofort gelesen. Er hat sich mit dem Kaschmir-Konflikt beschäftigt, mit al-Qaida, den Paschtunen, den Hasara, den Tadschiken, den Schlangelinien der pakistanischen Politik, dem CIA, dem ganzen mühsamen Geflecht. Er kennt sich mit Afghanistan besser aus als die meisten Abgeordneten in seiner Partei.

Als die Maschine gelandet ist und Annen über das Rollfeld läuft, hat die Sonne schon ihren gewohnten Platz in den Dunstschwaden über den Hügeln eingenommen. Die Luft steht still, 36 Grad. Irgendwo in dem diesigen Talkessel da hinten muss Kabul sein. Ein afghanischer Fahrer wartet auf den Abgeordneten, Annen lädt seinen Koffer schwitzend in den alten, weißen Toyota. Die Warnungen vor Bombenanschlägen auf der Flughafenstraße reißen nicht mehr ab, erzählt der Fahrer und tritt das Gaspedal durch. Als er in einen

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

Stau gerät, hat Annen Zeit, die Gewehrläufe zu mustern, die aus den Fensterschlitzen anderer Autos ragen. Irgendwie sieht das nicht beruhigend aus. Durch Gaza sei er schon gelaufen, sagt Annen, durch Ramallah, durch Beirut, nervös sei er nirgendwo geworden, aber noch nie habe er so viele bewaffnete Männer gesehen wie hier. Sie stehen auf den Kreuzungen, sie springen aus den Jeeps privater Sicherheitsdienste, sie tragen blaue, sandfarbene oder gar keine Uniformen. Sie patrouillieren vor Hotels und im Kaufhaus, sie sind die Portiers einer misstrauischen Stadt.

Annen lässt sich zur SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung bringen, die auch in Kabul ein Büro hat. Von der Büroleiterin erfährt er, dass die Taliban angeblich den Damm des Stausees sprengen wollen, der Kabul mit Strom versorgt, aber noch sei nichts explodiert. Den Gouverneur von Wardak könne er leider nicht besuchen, sagt die Büroleiterin, weil die Straße in die Nachbarprovinz zu unsicher geworden sei. Es sei jetzt besser, nicht denselben Weg zweimal hintereinander zu nehmen. Nach Sonnenuntergang, sagt die Büroleiterin, steige er besser in den Wagen mit dem grünen Kennzeichen. Jene Männer mit den Maschinenpistolen, die sich manchmal Polizisten nennen, wagten es nicht, ihre Waffe hochzureißen und den roten Punkt ihres Infrarot-Zielrohrs über das Armaturenbrett wandern zu lassen, bis zum Kopf des Fahrers.

Niels Annen nickt stumm, er kennt das. Im August vergangenen Jahres, als eine ferngezündete Mine drei Männer des Bundeskriminalamtes tötete, besuchte er gerade Kabul. Kurz nach der Explosion stand Annen auf

dem Dach eines Hauses hoch über Kabul und kommentierte vor einer ZDF-Kamera die Lage. Eine Sternstunde für einen jungen Außenpolitiker, der auf sich aufmerksam machen will.

Den Auswärtigen Ausschuss im Bundestag nannten sie früher den »Elefantenfriedhof«, den natürlichen Platz für Wischnewski, Koschnick und die anderen Parteiveteranen, die nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu gewinnen hatten und denen am Ende die Wähler egal sein konnten, wenn sie über vergessene Weltgegenden stritten. Niels Annen aber ist noch ein Elefantenbaby, das von der Außenpolitik erdrückt werden kann. Es haben schon Kandidaten ihren Wahlkreis verloren, weil die Partei nicht mehr verstand, warum sich ihr Abgeordneter für Zentralasien verzehrte statt für die erhoffte Umgehungsstraße. Was wollen wir in Afghanistan? Hundertmal schon hat jeder Sozialdemokrat an seinem Infostand in einer deutschen Fußgängerzone diese Frage gehört. Annen sagt: »Das Thema ist toxisch. Es kann die SPD zerreißen.« Es kann seine Karriere zerstören, wenn er nicht vorsichtig ist. Es kann ihn aber auch voranbringen, bei den jungen Linken in der SPD gibt es nur wenige Außenpolitiker.

Niels Annen wird anderthalb Wochen lang durch Afghanistan reisen, das heißt, er wird aus Gründen der Sicherheit selten zu Fuß gehen, wenig im Auto fahren und oft fliegen, zwölfmal in zwölf Tagen. Er hat seine Mutter vorher nach seiner Blutgruppe gefragt. Er wird nun bis in die späten Abende Termine haben, die eine seiner Mitarbeiterinnen in Berlin über Wochen für ihn einfädeln musste. Er will mehr erfahren als das, was gewöhnlich ein Abgeordneter

erfährt, der sich bei einem kurzen Truppenbesuch des Außen- oder Verteidigungsministers dem Crash-Programm anschließt. Er wird mit Studentinnen sprechen, Soldaten, Ärzten. Er wird den afghanischen Außenminister rufen hören: »Lasst uns mit den Wölfen, den Taliban, nicht allein!« Er wird den Rat des Bundeskriminalamtes ignorieren und in ungepanzerte Autos steigen. Er wird sich daran gewöhnen, im Bauch einer lärmenden Transall-Maschine Schlaf nachzuholen. Und er hat sich vorgenommen, nicht mehr zurückzurufen.

Sechs neue Nachrichten meldet die Mailbox, als er in Kabul sein Handy einschaltet. Sechs Journalisten wollen von ihm ein Statement zum bockigen Clement und zum vergrätzten Beck, Funksprüche aus dem hysterischen Berlin. Annen schaltet das Handy aus, die SPD löst sich auf in der Dunstglocke über der Stadt.

Jetzt ist er ohne seine Partei, und hinter hohen Mauern aus Stein trifft er sich mit Männern von Wadan, einer afghanischen Organisation, die sich für die Menschenrechte einsetzt und in Kabul Parlamentarier berät. »Herr Abgeordneter«, fragt ihn einer der bärtigen Wortführer, »sehen Sie in der Stadt einen Talib? Nein? Aber fühlen Sie sich sicher? Ich auch nicht. Ich verlasse meine Wohnung kaum noch. Hier werden Kinder entführt, allein um Geld zu machen. Korruption, Drogen, Gewalt, Herr Abgeordneter, zwingen Sie unsere Regierung zu handeln!«

Annen muss sich eine Weile sammeln, dann sagt er: »Es ist Ihr Land, nicht unseres.« Er schaut dabei eine Spur zu hilflos, und der Bärtige setzt in rasselndem Englisch nach. »Wer die Operation führt, bestimmt die Bedingungen. Führen

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

Sie Ihre Operation zu Ende.«

Annen stützt. So konkret wollte er den Krieg nicht haben. Er wollte ein Beobachter sein, doch er wird hier wie ein Feldherr behandelt.

Herr Abgeordneter, so geht es stundenlang hinter blickdichten Lamellen, Herr Abgeordneter, so reden Vertreterinnen von Frauengruppen, Geschäftsleute und abgesetzte Minister, während sich die Ventilatoren auf den Tischen zu Tode schaufeln. Herr Abgeordneter, warum dürfen nicht auch die Taliban an den Verhandlungstisch? Warum erklären Sie den Amerikanern nicht, wie man das Land aufbaut? Was mit leisen Erkundigungen beginnt, kann in zornigen Appellen enden, und aus charmanten Anekdoten erheben sich hitzige Reden über die Erosion der politischen Gewalt. Der Abgeordnete Annen macht sich Notizen, als könne er den Erdrutsch aufhalten, indem er ihn zu Protokoll nimmt. Vielleicht ist der Schreibblock auch nur eine gute Ablenkung, um sich nicht hinabzerren zu lassen von den enttäuschten Hoffnungen eines Niemandslandes zwischen Krieg und Frieden, genannt Islamische Republik Afghanistan.

Niels Annen will nicht verloren gehen in diesem Land, er muss seinen Überblick retten, den er den Wählern in Hamburg auf Plakaten verkauft. Für die Politik, die er macht, braucht er Distanz. Er ist ein Abstandsucher. Er würde sich nicht gefallen als ein Politiker, der in Fakten oder gar in Gefühlen ertrinkt. Er braucht ein Schutzschild gegen all die Erwartungen, die vom Einsatz der Bundeswehr geweckt werden, die Politiker wie Annen hierher geschickt haben.

Es gibt nicht viele Momente während der Reise, an denen Niels

Annen den großen Widerspruch offen ausspricht, aber einmal, als er von der Dachterrasse des Hotels Central herabblickt auf das mit Sandsäcken gepolsterte Kabul, da sagt er plötzlich: »Wir reden zu Hause immer von Erfolgen, aber jetzt kann ich hier nicht einmal allein auf die Straße gehen. Das ist schon traurig, wenn man ehrlich ist.«

Vor gut sechs Jahren, als die ersten deutschen Soldaten nach Afghanistan flogen, begleitete sie ein großes Wort, das inzwischen verschwunden ist: Demokratie. Jetzt heißt es nur noch, die internationalen Truppen sollten Sicherheit und Stabilität im Land herstellen, das sei das Ziel.

Niels Annen steigt auf dem Air Field in Kandahar aus einem Flugzeug. 15000 amerikanische Soldaten sind hier stationiert, Amerikas Knotenpunkt im Kampf gegen die Taliban. Auf dem Flug schärfte er sich noch einmal ein, dass ein Brigadegeneral mehr zu sagen hat als ein Oberst. Ein Praktikant aus seinem Berliner Büro hatte ihm eine Übersicht gemacht.

Die Deutschen sind die Telefonzentrale der Amerikaner

»Major Gauf«, sagt Major Markus Gauf, der Chef der deutschen Kompanie in Kandahar, ein höflicher Mann mit sonnenverbranntem Gesicht. Im Süden Afghanistans, heißt es in Deutschland, gäbe es keine deutschen Soldaten. »Wir sind hier im Schatten der Aufmerksamkeit«, sagt der Major, »ein Glück.« Mit seinen 25 Soldaten, seien Fernmeldern, ist er die Telefonzentrale des Camps. Die Deutschen ziehen Kabel und bedienen Computer. Von der Stadt Kandahar haben sie nie etwas gesehen, sie muss da draußen vor den Schutzwällen irgendwo im

Staub liegen. Als die Taliban vor drei Monaten das Gefängnis in Kandahar stürmten und Hunderte Häftlinge befreiten, erfuhr Major Gauf davon erst in den Abendnachrichten. Er merkte es später auch an seinen Nachbarn. Die Amerikaner zogen plötzlich los, danach die Engländer. Auch bei den Kanadiern, den Nachbarn mit dem Militärgefängnis, bewegte sich was.

Und Sie, Herr Major, führen Sie ein ruhigeres Leben? »Ganz ruhig«, antwortet er, »man muss hier richtig aufpassen.« Zuerst sei man unbesorgt, aber dann stelle man sich im Flughafen auf die Gepäckwaage und wundere sich. »Wenn man nicht aufpasst, nimmt man hier zu.«

So heiter könnte die Geschichte von der deutschen Kompanie weitergehen, eine Geschichte über die Insel der Seligen inmitten des Krieges gegen den Terror könnte man erzählen. Man könnte Anekdoten aneinanderreihen, wie gemacht für eine Filmkomödie von Detlev Buck. Aber das wäre eine Geschichte, die in die Irre führt.

Alle fahren raus, die Polen, die Rumänen, nur wir nicht

Wahr ist nämlich auch, dass sich die deutschen Soldaten nicht unbedingt wohlfühlen in ihrer Telefonzelle am Ende der Welt. »Da draußen«, sagt der Major, »da herrscht Schießkrieg.« Dieser Krieg hat einen neuen Höhepunkt erreicht, aber die meisten Bundeswehrsoldaten in Afghanistan erleben diesen Krieg nur, wenn sie sich durch die Fernsehkanäle bewegen. Die meisten deutschen Soldaten verlassen niemals ihr Lager. In dem Krieg, der es ins Fernsehen schafft, sehen sie die Schnittfolge immergleicher Bilder. Da gehen Bomben hoch, da

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

explodiert ein Land. Der Krieg tobt auch um den Nachschub der Truppe, die Lastwagen auf dem Highway nach Kandahar werden ständig angegriffen, an manchen Tagen wird im Lager schon der Treibstoff knapp. Und an anderen Tagen das Klopapier.

Die 25 Deutschen in Kandahar sehen den Schießkrieg montags, mittwochs und donnerstags, immer, wenn sie abends zum Sportplatz im Camp laufen. Dann schauen die Bundeswehrsoldaten in die traurigen Augen der Amerikaner, gegen die sie Fußball spielen. 20 Jahre alt, 19, 18, so jung, dass die Deutschen manchmal zweifeln, ob diese Kinder schon in die Army gedurft hätten. »Der Tag war nicht gut«, sagen die Amerikaner oft, ihre Blicke flüchten, und die deutschen Soldaten wissen dann, dass sich jede Nachfrage verbietet. Der Major hat auf den Handys seiner Nachbarn Videos von nächtlichen Einsätzen gesehen, aber über die Bilder spricht er nicht. Er sagt: »Die anderen fragen sich bestimmt: Warum machen wir den Scheiß? Warum machen ihn die Deutschen nicht?«

Als in der amerikanischen Militärzeitung Stars and Stripes, die überall im Camp herumliegt, deutsche Soldaten neben einem Kickertisch abgebildet wurden, fühlten sich Gaufs Soldaten gekränkt, obwohl sie auf dem Foto gar nicht zu sehen waren. Aber sie waren gemeint, auch sie, der Kicker war das Sinnbild für den Krieg der Deutschen. Bloß, was sollten die Soldaten der deutschen Kompanie unternehmen? Nicht einmal gegen den Spott können sie etwas ausrichten.

»Was machen wir bei den anderen nur für einen Eindruck?«, fragt der Major, »alle fahren raus, auch die

Polen und die Rumänen. Nur wir nicht.«

»Das mag ein Dilemma sein«, meint Niels Annen, »aber es geht nicht.« Die Deutschen sind feige. Wie oft hat er das gehört, im April, auf dem Nato-Gipfel in Bukarest. Annen fühlte sich von den Amerikanern »regelrecht gemobbt«. Nein, sagt er, es bleibe dabei, kein Schießkrieg, das ist der Krieg der anderen.

Je länger Annens Reise dauert, desto mysteriöser wirkt der Krieg, über den er im Bundestag mitentscheiden soll. Die niederländischen Offiziere, mit denen er in die südafghanische Provinz Uruzgan fliegt, berichten von »einzelnen militärischen Operationen«, aber niemals vom Krieg. Es gebe keinen Feind, sagen die Offiziere, keinen Sieg. Zurückschießen, wenn man beschossen wird, das ja, aber nicht auflauern und schießen. Um einen bewachten Staat gehe es, der sich im Schatten der Kasernen zum Guten entwickeln kann. So lautet, zusammengefasst, das Selbstbild der internationalen Schutztruppen Isaf, so lautet die europäische Gleichung für afghanische Stabilität. Aber das Selbstbild gerät ins Rutschen, je stärker der Angreifer wird. Warum ist es kein Krieg, als niederländische Kampfhubschrauber über Annens Kopf hinweg in die Nacht fliegen? Es sind wieder Soldaten verwundet worden, die während einer Patrouille in eine Sprengfalle gerieten.

Von acht Soldaten, die verletzt werden, erfährt Niels Annen während seiner Reise, von drei Niederländern, drei Australiern, zwei Deutschen. Aber er sieht kein Blut fließen, hört kein Artilleriefeuer. Er hört nur Gewehrschüsse, vereinzelt

und entfernt, Hundegebell, das ist es auch schon. Dieser Krieg kommt ihm manchmal so surreal vor, dass er sich an die Kampfhubschrauber erinnert, die sich in dem Kinofilm Black Hawk Down wie Raubvögel auf Mogadischu stürzten. Der Krieg in Afghanistan erklärt sich Annen nicht, so asymmetrisch wie der Kampf sind hier auch seine Gedanken.

Am Abend sitzt er im Militärlager noch lange vor seinem Wohncontainer, die Wärme hält ihn wach. Er schaut hinauf in den Sternenhimmel und lässt die Gedanken ziehen.

»Es ist nicht richtig«, sagt er, »der amerikanische Krieg gegen den Terror überzeugt mich nicht. Diese Menschenjagd bringt nur neue Terroristen hervor, auf der ganzen Welt.«

Und wenn die Angreifer noch näher rücken?

»Da sind sie doch schon, die Aufständischen, irgendwo da draußen vor dem Camp, trotz der Amerikaner«, antwortet Annen, »sie sind doch schon da.«

Und wer würde gegen sie kämpfen, wenn die Amerikaner es unterließen? Wie sähe Ihre Alternative aus?

»Ich weiß es nicht.«

Wie oft haben ihm niederländische Offiziere erzählt, dass sie nichts erführen über den Krieg der Amerikaner, dass hier zwei Kriege unabhängig voneinander stattfänden, der richtige und der falsche, der Krieg der Beschützer und der Krieg der Terroristenjäger. Die Soldaten können einander beim Rasieren beobachten, die Amerikaner und die Niederländer,

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

aber sie sprechen miteinander nicht über ihre Kriege. Sie verlieren sich in kleinen Gemeinheiten, beschwerten sich übereinander beim Kommandeur des Lagers, behindern sich, belauern sich. Es kann passieren, dass die Holländer einen Brunnen in einem afghanischen Dorf einweihen, das die Amerikaner am nächsten Abend beschießen, weil sich in dem Haus hinter dem Brunnen Aufständische verstecken sollen.

Er hat 26 Semester Geschichte studiert, dann abgebrochen

Im Jahr 2010 endet das niederländische Mandat für den Einsatz in Afghanistan, die Soldaten werden heimkehren. Könnten nicht die Deutschen die Leitung des holländischen Camps übernehmen, in Uruzgan, im Süden? Dann könnten die Deutschen den richtigen Krieg auch im Süden retten. Niels Annen hört diese vorsichtige Frage von niederländischen Offizieren öfter, aber er geht darauf nicht ein. »Es gibt Fragen, auf die ein Politiker nicht antworten darf«, sagt er. Die SPD ist plötzlich wieder da, sein innerer Feuermelder ist sofort angesprungen. Was wäre das für ein Theater, wenn er den Genossen zu Hause vorschläge, Soldaten in den Süden Afghanistans zu schicken?

Was würde die Andrea dazu sagen, der Frank, der Peter? Man könnte glauben, die SPD sei seine Familie, so sehr hat Annen sich an die Partei gehängt. Auch in Afghanistan ist mit einem Mal einer wieder allgegenwärtig. Der Gerhard, der Mann, der ihm half, die Gesetze der Macht zu verstehen. Als der frisch gewählte Juso-Chef Annen seinen Antrittsbesuch bei Kanzler Gerhard Schröder machte, brachte Annen all die Anträge mit, die er für den

Parteitag vorbereitet hatte. »Niels«, sagte Schröder lachend und umfasste väterlich Annens Arm, »ich lese keine Anträge.« Schröder bot ihm dann an, ihn stärker ins Licht zu rücken. »Niels, wenn du willst, dass ich dich mal öffentlich kritisiere, dann sag mir Bescheid.«

Annen hat gelernt, Truppen zu bilden, Kontakte zu knüpfen und zu sortieren. Er hat 26 Semester Geschichte studiert, dann abgebrochen. Er hat keinen Berufsabschluss, er hat seinen Wahlkreis in Hamburg gewonnen. Niels Annen hat sich ganz und gar von der Politik abhängig gemacht.

Es kommt nicht oft vor, dass ihn Frank-Walter Steinmeier anruft, der Außenminister, aber als Annen im Juni öffentlich erklärt hatte, dass er, der Linke, es in Ordnung finde, wenn die Bundeswehr die Quick Reaction Force in Afghanistan übernehme, rief Steinmeier ihn an und bedankte sich. Der Frank habe tatsächlich »Danke« gesagt, das war noch nie passiert. Man muss sich das alles wie ein Billardspiel vorstellen, bei dem jede Kugel über wenigstens eine Bande zu laufen hat: Der Kanzlerkandidat Steinmeier vom Parteiflügel der Agenda-2010-Erfinder bedankt sich bei Annen von der Parlamentarischen Linken für die Solidarität in der Afghanistanfrage, nach dem Schulterschluss gewinnt die Parlamentarische Linke noch vor der Verlängerung des Afghanistanmandats Verhandlungsmacht, die der Außenminister schon deshalb nicht ignorieren kann, weil er Kanzler werden will.

So ist zu erklären, warum der Agenda-Mann Steinmeier den Agenda-Gegner Annen in der Regierungsmaschine mitnehmen wollte, als der Minister Ende Juli in

sehr kleiner Runde für drei Tage nach Afghanistan aufbrach. Eigentlich war das eine dieser Blitzreisen, die zu nichts führen außer zu lapidaren Händedruckfotos, und Niels Annen wusste sofort, dass er pausenlos Steinmeier hinterherhecheln würde, statt sich ein eigenes Bild über Afghanistan zu machen, aber er konnte unmöglich Nein sagen. Man kann daraus schließen, dass ein Politiker, der nach Afghanistan fährt, nicht unbedingt nach Afghanistan will, sondern nach oben.

Im holländischen Militärlager im Süden Afghanistans lernt Annen einen Fremden kennen, den er zunächst für einen Mann aus der Gegend hält, allerdings: Der Afghane spricht rheinischen Dialekt. Als Gert Both stellt der Fremde sich vor, er arbeite für die GTZ. Mit dem Geld der niederländischen Regierung baut er eine Straße. Einen dichten Bart hat er sich wachsen lassen und sich in ein wehendes Gewand gehüllt. »Das ist meine Camouflage«, sagt Both, die Camouflage ergriff sein ganzes Leben. Er hat es zu einer gewissen Perfektion gebracht, was er daran merkte, dass einmal ein afghanischer Polizist seine Waffe fallen ließ und flüchtete, als Both sich ihm näherte.

Das Vertrauen der Menschen habe er sich erarbeiten müssen, erzählt Both, und deswegen dürfen vor seinem Büro keine Militärfahrzeuge halten, obwohl er die Soldaten gut kennt. Gäbe es das Militärlager auf dem Hügel nicht, müsste Both einen Warlord und dessen Privatarmee bezahlen, um die Bauarbeiter zu schützen. Die neue Straße, sagt er, soll die Menschen verbinden, ein Zeichen des Fortschritts sollen sie darin sehen, und deswegen darf sie sich als Fahrweg für die internationalen Truppen nicht

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

eignen. Die neue Straße wird, falls sie jemals fertig werden sollte, an ein Tal grenzen, das die Taliban als Rückzugsgebiet nutzen, deswegen hat er schon den Vorwurf gehört: Die Holländer schenken den Taliban eine Straße.

All die zwangsläufigen Widersprüche des richtigen Krieges liegen hier auf dieser Straße, wo die Konturen zwischen Freunden und Feinden verschwimmen. Fast 1200 niederländische Soldaten stehen in Tarin Kowt, Deh Rawud und Chora, ausgerüstet mit Bushmaster-Maschinenkanonen, Patria-Panzern, Fennek-Spähwagen, Apache-Kampfhubschraubern und einer 55 Tonnen schweren Panzerhaubitze. Und wenn die Soldaten abziehen, in knapp zwei Jahren, dann ist das sichtbarste Überbleibsel, das sie hinterlassen, eine geteerte Trasse, von der niemand sagen kann, ob sie in die Versöhnung führt oder den Kampf verlängert.

Eine Straße ist für den Politiker Annen ein Erfolg, das kann zu Hause jeder verstehen, und Niels Annen erfährt von vielen dieser Erfolge, in medizinischen Stationen, in Schulen, im Süden, im Norden. Aber man muss sich fragen, wie klein die Erfolge noch werden dürfen, bis die Regierungen, die Schutztruppen schickten, sich trauen, an ihrer Strategie zu zweifeln.

Niels Annen wirkt manchmal verunsichert, aber er fängt sich schnell. An den grundsätzlichen Fragen rührt er nicht, und wenn doch, dann weicht er schnell auf sein Lieblingsthema aus, die OEF, die Operation Enduring Freedom, den Kampf gegen den Terror, den falschen Krieg. Auch deutsche Soldaten haben zwar ein Mandat dafür, machen aber in Afghanistan

seit Jahren nicht mehr mit. Niels Annen nennt es »ein virtuelles Mandat«. Aber mit wachsender Freude kann er sich in diesem symbolischen Gefecht gegen eine Operation verheddern, die für die Bundeswehr bedeutungslos geworden ist, militärisch restlos verkümmert, aber politisch hochgejazzt zu einem öffentlichen Kniefall vor den skeptischen Sozialdemokraten zu Hause: Seht her, die Partei Willy Brandts ist keine Soldatenpartei geworden, sie bleibt sich treu und wendet sich ab vom falschen, amerikanischen Krieg.

In den Bergen bei Kundus steht Niels Annen auf einem steinigem Hochplateau und blickt hinab auf Siedlungen mit erdbraunen Lehmhäusern. »Raketendörfer« werden einige dieser Dörfer von den deutschen Soldaten genannt, weil von dort Raketen auf das Bundeswehrlager abgeschossen werden. Es wird immer schlimmer, auch wenn die Taliban miese Schützen sind und ihr Ziel oft verfehlen. Gefährlicher sind die Selbstmordbomber, die aus dem Nichts auftauchen. Einmal explodierte neben einem Militärkonvoi ein mit Sprengstoff beladener Esel.

Vielleicht werden sie gleich wieder schießen, es dämmt schon. Sobald die Sonne untergegangen ist, beginnt die Zeit der Raketen. Wenn nur das Lachen von Oberst Meyer nicht wäre, könnte Annen den letzten Blick ins Tal noch genießen. Dieses verzweifelte, knatternde Lachen begleitet Annen seit Tagen. Jetzt steht er da wie auf einem Feldherrenhügel, Oberst im Generalstab Christian Meyer, und er fährt mit dem Zeigefinger über seine in Plastikfolie geschweißte Karte, die noch von den Sowjets stammt, genau wie die ausgebrannten

Panzerwracks, die über die glutheiße Ebene verstreut sind, als sollten sie für alle Zeiten die Chronik vergeblicher Schlachten bezeugen.

Natürlich taugen die Karten der Sowjets nichts, Oberst Meyer hat das Gelände neu aufgeteilt und beschriftet, jetzt ist es sein Gelände. Königsberg, Bern, Augsburg, Innsbruck mit einem Buchstaben weniger. Niels Annen sieht den Oberst an wie einen Außerirdischen. Er fühlt sich an eine dieser Filmszenen erinnert, auf die er zu Hause im Fernsehen stößt, nachts, wenn er heimkehrt von einer endlosen Sitzung, sich wahllos durch die Programme zappt und bei der Brücke von Remagen hängen bleibt. »Da unten, in die Dörfer«, schreit Oberst Meyer in grandioser Überspielung seiner Möglichkeiten, »da müssen wir rein. Da gehen wir mit unserem ganzen Wohlfühlpaket rein, von Scharfschützen bis Bestechung.« Der Oberst träumt sich etwas zusammen, anders kann es nicht sein, er macht sich etwas vor. Den Kampf, den er hier nie führen durfte, den führt er jetzt in seinem Kopf. Er träumt von einem Sieg, den es nicht geben kann, weil die Bundeswehr keine Feinde sehen darf.

Die Kinder aus dem Dorf, die den deutschen Soldaten Informationen über Sprengfallen bringen, haben als Belohnung Fußballle zu erwarten. Dollarscheine verteilen nur die Leute vom afghanischen Geheimdienst. Die deutschen Scharfschützen haben hier noch nie einen der Angreifer erwischt, weil die Finsternis die Aufständischen deckt und weil man einen Bauern, der wegen der Hitze nachts arbeitet und auf einem Feld seine Hacke schultert, nicht eindeutig von einem Talib mit einer Panzerfaust unterscheiden kann. Die Verfolgung im Auto scheitert, sobald die Räder

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

in einem der zahllosen Bewässerungsgräben neben den Reisfeldern stecken bleiben. Die Soldaten, die nachts zu Fuß patrouillieren, werden schnell bemerkt, auf den Höfen schlagen sofort die Hunde an. Das ist der Krieg, der es nie in die deutschen Fernsehnachrichten schafft, weil die Filmszenen von keinem Drama erzählen können. Der bilderlose Krieg wird nicht von Feiglingen geführt, im Gegenteil. Es ist nicht feige, sich einem unsichtbaren Feind auszuliefern, es ist nervenaufreibend.

Schon ein Schafhirte, der verloren am Wegesrand wartet, kann die Bundeswehr aufhalten. Er muss nur regungslos stehen bleiben und die Warnungen der sich nähernden Soldaten ignorieren, die ihn für einen Verdächtigen mit einem Fernzünder halten müssen. Rührt er sich nicht, kehrt der komplette Konvoi um. In die Stadt Kundus wagen sich die Soldaten jetzt, nach der Serie von Anschlägen, nur noch mit gepanzerten Fahrzeugen, und mit einem Mal sehen sie so aus, wie sie niemals aussehen wollten wie damals die russischen Besatzer. Und für einen fatalen Augenblick ist der richtige Krieg vom falschen nicht mehr zu unterscheiden.

Wer in Afghanistan den Misserfolg sucht, weil er die Soldaten zurück nach Deutschland holen will, der muss nicht lange suchen. Wer Gründe finden will, um den Einsatz auszudehnen, der findet diese Gründe. Aber wer sich das Weiter-So wünscht, mit kleinen Kurskorrekturen, dem zerbröseln mit jedem Bombenanschlag die Argumente.

Die Soldaten haben es satt, sich ständig beschießen zu lassen

Als es in Kundus dunkel geworden

ist, trifft sich Annen im Lager mit hochrangigen Offizieren zum Essen. Es gibt zwei Sorten Wein und weiße Tischdecken. Annen vertieft sich in ein Gespräch mit dem Brigadegeneral und kann nicht hören, was einer der anderen Offiziere gerade sagt. »Die Politiker«, flüstert der Offizier, »müssen zu Hause sagen, dass es mehr Opfer geben wird, sie müssen es sagen.« Warum, fragt der Offizier leise, beschimpfen wir die Amerikaner wegen ihrer sogenannten Kollateralschäden? Das werde auch uns öfter passieren, das sei doch menschlich.

Wenige Tage später töten Bundeswehrsoldaten an einem Checkpoint bei Kundus versehentlich eine Frau und zwei Kinder sie sind nervös, weil kurz zuvor zwei ihrer Kameraden umgebracht worden sind.

Der Offizier sagt, man könne sich nicht ständig beschießen lassen, die Soldaten hätten es satt. Sie wollten endlich erleben, dass einer der Angreifer festgenommen und verurteilt werde. Wann, fragt der Offizier, werde wohl der erste Kamerad durchdrehen und ein Raketendorf einfach wegblasen? Das alles hört Annen nicht, und als die Lautsprecher mit dem Codewort »Deichbruch!« einen Raketenbeschuss melden, zieht er seine Splitterschutzweste an, läuft ins Haus, setzt sich in der Stube auf sein Bett, verbindet seine Ohren mit seinem iPhone, spielt sich das Lied »Deiche« vor und wartet auf das entwarnende Signal. Morgen fliegt er heim.

Schon Stunden vor dem Abflug verwandelt er sich zurück in das Mitglied des Vorstandes der SPD, schaltet sein Handy öfter ein, lauert auf Nachrichten, siebt im Kopf die Essenzen seiner Reise. Zu Hause

könnte Niels Annen seinen Wählern erzählen, dass afghanische Polizisten 70 Dollar im Monat verdienen, dass manche von ihnen plötzlich verschwinden oder überlaufen, weil sie bei den Taliban oder im Drogengeschäft mehr verdienen. Dass man deshalb aufpassen müsse, welche Waffen man den jungen Polizisten aushändige, weil man leicht riskiere, den Gegner auszurüsten. Dass die allermeisten Polizisten keinen Ausweis kontrollieren, weil sie keine Schriftstücke entziffern können und nur ihre Daumen unterzeichnen lassen, sodass die deutschen Polizeiausbilder ihnen auch das Lesen und Schreiben beizubringen versuchen. Es sind aber nur 40 Polizeiausbilder gekommen, 40 Freiwillige für ganz Afghanistan, kein deutscher Innenminister kann seine Polizeiausbilder an den Hindukusch zwingen.

Seine Antwort klingt gut, aber sie führt zu nichts

Niels Annen könnte erzählen, dass die afghanischen Polizisten nicht wissen, welchen Gesetzen sie folgen sollen, weil das Polizeigesetz, das ihnen wegen der vielen Schriftzeichen ohnehin Mühe macht, von einem Präsidenten in Kabul erlassen wurde, den kein Polizist außerhalb von Kabul ernst nimmt. Niels Annen könnte erzählen, dass die Polizisten von ihrer Justiz, die eigentlich mit Hilfe der italienischen Regierung aufgebaut werden sollte, nichts zu erwarten haben, weil die Justiz nach dem Prinzip der Willkür herrscht. Wer im Gefängnis landet, der kann sich vielleicht freikaufen, vielleicht wird er gesteinigt.

Niels Annen könnte von Steuern erzählen, die niemand zahlt, von einem Staat, den niemand spürt, er hat genug erfahren, um sich in

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

Hamburg auf einen Marktplatz zu stellen und in ein Megafon zu brüllen, dass Afghanistan eine Aufgabe für Dekaden sein wird, eine Jahrhundertaufgabe vielleicht. Er müsste es tun, damit jeder die Wucht des Problems spüren kann. Aber er tut es nicht. Niels Annen fährt nach seiner Rückkehr durch seinen Wahlkreis im Hamburger Westen, seine traditionelle Tour am Ende der Sommerpause, 56 kleine Auftritte. Annen besucht das meteorologische Institut, den Lokstedter Fußballclub, die Berufsschule Eidelstedt, die freiwillige Feuerwehr, den Autohändler Ullrich, amnesty international, Hagenbecks Tierpark. Als ihn jemand im Mütterzentrum an der Müggenkampstraße in ein Gespräch über Afghanistan verwickelt, antwortet er: »Rückzug ist keine Lösung.« Den Satz hat er schon vor seiner Reise gesagt.

Im Haus der SPD von Hamburg-Eimsbüttel verlangen einige Sozialdemokraten von ihm, er müsse im Bundestag mit »Nein« stimmen, gegen den Bundeswehreinsatz. Streit bricht unter den Genossen aus, Annen windet sich, er zieht sich aus der Affäre. »Wir müssen uns verantwortlich verhalten gegenüber den Afghanen, die auf uns bauen.« Seine Antwort klingt gut, aber sie führt zu nichts. Ahnen seine Kritiker überhaupt etwas von seinen Zwängen? Da ist die Partei, an der seine Zukunft hängt. Da sind die Amerikaner, mit denen man es sich nicht verscherzen darf. Da sind die Wähler, die den Krieg in Afghanistan nicht wollen. Da ist der Kanzlerkandidat, der im Wahlkampf keine Bilder von toten Soldaten braucht. Nimmt man alles zusammen, lautet die Notlösung für den Einsatz in Afghanistan: Weiter so. Alles andere würde Niels Annen in seiner Fraktion im Bundestag

zum Außenseiter machen.

Niels Annen hat den Mut aufgebracht, durch Afghanistan zu reisen, und noch größer war sein Mut, das heikle Thema im Bundestag an sich zu ziehen, aber er führt die Operation Wahrheit nicht zu Ende.

In der SPD brennt es in allen Ecken, Beck geht, Münte kommt, die politischen Flügel sortieren sich, Annen darf den Anschluss nicht verpassen. Er ist wieder tief in seiner Partei versunken, fast so, als sei er niemals in Afghanistan gewesen.

+

Schwierige Befriedung

Nachdem US-Truppen gemeinsam mit der sogenannten Nordallianz die radikal-islamische Taliban-Herrschaft beendet hatten, kamen im November 2001 auf dem Petersberg bei Bonn verschiedene afghanische Gruppen zu Verhandlungen zusammen. Auf Druck der USA und der Vereinten Nationen einigten sie sich auf eine Regierung in Afghanistan, mit Präsident Hamid Karsai an der Spitze. Für den Schutz der Regierung in Kabul ist die International Security Assistance Force (Isaf) verantwortlich, mit insgesamt rund 53000 Soldaten aus 40 Staaten, die unter dem Kommando der Nato stehen und ihr Hauptquartier in Kabul haben.

Während die Isaf-Soldaten Sicherheit und Stabilität im Land herstellen sowie den Wiederaufbau fördern sollen, geht es in der Operation Enduring Freedom (OEF), die parallel dazu läuft, um die Vernichtung von al-Qaida und den Taliban. Seit 2005 sind die Taliban wieder erstarkt, vor allem im

Süden und Osten des Landes, seit wenigen Monaten aber auch in der Umgebung der nordafghanischen Stadt Kundus, wo Taliban-Kämpfer immer wieder Anschläge auf Bundeswehrsoldaten verübt haben.

In Afghanistan laufen damit zwei internationale Einsätze zugleich: einerseits der Antiterrorkampf OEF unter starker US-amerikanischer Führung, verbunden mit Bombardierungen, andererseits die Bemühungen der Isaf-Truppen, durch den Bau von Schulen oder Krankenhäusern zivile Erfolge zu schaffen und Vertrauen zu gewinnen.

Am 13. Oktober wird der Bundestag über die Verlängerung des deutschen Isaf-Mandats abstimmen. Zur Debatte stehen auch die Aufstockung der Truppen auf 4500 Soldaten und die umstrittene Frage, ob die Bundeswehr Awacs-Aufklärungsflugzeuge einsetzen soll. StW

Nachdem US-Truppen gemeinsam mit der sogenannten Nordallianz die radikal-islamische Taliban-Herrschaft beendet hatten, kamen im November 2001 auf dem Petersberg bei Bonn verschiedene afghanische Gruppen zu Verhandlungen zusammen. Auf Druck der USA und der Vereinten Nationen einigten sie sich auf eine Regierung in Afghanistan, mit Präsident Hamid Karsai an der Spitze. Für den Schutz der Regierung in Kabul ist die International Security Assistance Force (Isaf) verantwortlich, mit insgesamt rund 53000 Soldaten aus 40 Staaten, die unter dem Kommando der Nato stehen und ihr Hauptquartier in Kabul haben.

Während die Isaf-Soldaten Sicherheit und Stabilität im Land herstellen sowie den Wiederaufbau

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

fördern sollen, geht es in der Operation Enduring Freedom (OEF), die parallel dazu läuft, um die Vernichtung von al-Qaida und den Taliban. Seit 2005 sind die Taliban wieder erstarkt, vor allem im Süden und Osten des Landes, seit wenigen Monaten aber auch in der Umgebung der nordafghanischen Stadt Kundus, wo Taliban-Kämpfer immer wieder Anschläge auf Bundeswehrsoldaten verübt haben.

In Afghanistan laufen damit zwei internationale Einsätze zugleich: einerseits der Antiterrorkampf OEF unter starker US-amerikanischer Führung, verbunden mit Bombardierungen, andererseits die Bemühungen der Isaf-Truppen,

durch den Bau von Schulen oder Krankenhäusern zivile Erfolge zu schaffen und Vertrauen zu gewinnen.

Am 13. Oktober wird der Bundestag über die Verlängerung des deutschen Isaf-Mandats abstimmen. Zur Debatte stehen auch die Aufstockung der Truppen auf 4500 Soldaten und die umstrittene Frage, ob die Bundeswehr Awacs-Aufklärungsflugzeuge einsetzen soll. STW

Der Abgeordnete und der Soldat - Niels Annen besucht die Militärbasis im südafghanischen Kandahar / Frühstück mit deutschen Isaf-Soldaten in Masar-i-Scharif und mit

Außenminister Frank-Walter Steinmeier im selben Camp / Mit afghanischen Wächtern einer privaten Sicherheitsfirma in der Provinz Uruzgan (links) und in einer Einkaufsstraße in Kabul

Der Abgeordnete und der Soldat - Niels Annen besucht die Militärbasis im südafghanischen Kandahar / Frühstück mit deutschen Isaf-Soldaten in Masar-i-Scharif und mit Außenminister Frank-Walter Steinmeier im selben Camp / Mit afghanischen Wächtern einer privaten Sicherheitsfirma in der Provinz Uruzgan (links) und in einer Einkaufsstraße in Kabul /

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

Truppenstärke der einzelnen Länder und Zahl ihrer getöteten Soldaten

	USA	23 550	507
	Großbritannien	8 530	117
	Deutschland	3 370	28
	Kanada	2 500	97
	Italien	2 350	12
	Niederlande	1 770	17
	Frankreich	1 670	22
	Polen	1 140	8
	Australien	1 100	6
	Spanien	800	23

ZEIT-Grafik/Quelle: ISAF, OEF, Stand: 8. 9. 2008

